



Warten als Beruf — Das „Wartefieber“ — Folter und Hölle — Übung und Ablenkung

Beim alten Militär gab es ein Sprichwort: „Die längste Zeit des Lebens liegt der Soldat vergebens.“ — Aber dabei war, weiß, daß das Soldatenleben geradezu eine hohe Schule des „Wartens“ war. Da gab es ganz besondere Spezialitäten: zum Beispiel Appell im Zwilling und ein Grad Ralte um fünf Uhr, und um dreiviertel sechs erschien der Batteriedienst in Pelz und Reithosen. — Das war gewiß ein Gindrud für's Leben. Trotzdem aber ist es mit dem Warten wie mit so vielen anderen Dingen im Leben: Es läßt sich nicht erlernen. Man muß es jedenfalls von vorn anfangen. „Er lernt“ aber „galtetes“ Warten zählt nicht.

Ein planloser, junger Gängelnder hatte, bevor er sich verheiratete, versucht, die Kunst des Wartens planmäßig zu erlernen. Er machte sich einen genauen Stundenplan: Morgens eine halbe Stunde am Freischuldsplatz, mittags eine halbe Stunde an der Normalia am Piccadillysquare, nachmittags eine volle Stunde in der Konditorei, abends zwanzig Minuten (in hohen Hut und Abendrock) am Garten seiner Villa, die Augen auf das Fenster gerichtet, hinter dem seine Zuhilfenahme ihrer Aufmerksamkeiten haben sollte. — So glaubte er den Gebührenden zu sein. Doch vor der Wirklichkeit gilt solche Geduldübung nichts. — Als seine Gattin zum erstenmal nach der Ehe beim Frühstück fünf Minuten auf sich warten ließ, triß er das Damalstuch mit allen Wut drauf stand, von Tisch und Stuhl, er werde sich heute noch jähden lassen.

Der englische General Wellington soll einmal auf die Frage, in welcher Art er sich die Caalen der Hölle vorstelle, geantwortet haben: „Ich glaube nicht, daß man sich dort die Mühe macht, uns mit Feuer und Jagen zu quälen. Man wird uns die Strafen nur in Aussicht stellen und uns dann in alle Ewigkeit darauf warten lassen. Und es wird nicht lange dauern, bis wir gegen wir Gott und den Teufel aufsehen, daß er uns die angebotenen Strafen fände, damit endlich das Warten ein Ende hat.“

Wellington hat in dieser Angelegenheit als Autorität angesehen werden. Der Schlußsatz von Waterloo, an dem er verlor, es wäre Nacht oder die Preußen kämen“ (gleich ob dieser Auspruch edit oder nur geflücht ist), wird ihm einen bitteren Vorgeschmack der Hölle beigegeben haben.

Ist das Warten wirklich so schlimm? Jeder wird aus eigener Erfahrung bestätigen, daß es eine festsitzende Folter ist und die für eine Folter typische Eigenschaften besitzt, sich desto mehr zu verhalten, je länger es anhält.

Im Wartung ist es festsitzend ganz leicht und einfach. Man glaubt, daß man sich in Geduld lassen kann. Es ist ziemlich gleich, worauf man wartet. Ist es wichtig, so ist man etwas erregt, ist es etwas an sich Gleichgültigkeit, so sieht man ruhig in die Zukunft.

Nach kurzer Zeit aber legt das „Wartefieber“ ein. Wartet man auf einen bestimmten Menschen, so kommen einem häßliche Gedanken gegen ihn. Wartet man auf das Eintreten eines Ereignisses, auf eine Nachricht, so kommen einem schlimme Befürchtungen. Wartet man von Berufs und Geschäfts wegen auf Kunden, Klienten, Gäste, so werden sich die Sorgen, daß jeden Fall befristet man, daß „der“, „die“ oder „das“ Genaueste überhaupt nicht eintreffen wird.

Nach gibt es Möglichkeiten, sich abzulernen. Der Kavallerist am Paradeplatz jähdet sich eine Zigarette an. Der Drofchenchauffeur erlaubt sich ein kleines Kolbischchen im gutgeputtesten Führer, der Ladenbesitzer läßt die Verkäufer irgendeine mehr oder weniger wichtige Bekleidungsmaßnahme oder Lageranordnung vornehmen. Der Straßenhändler vom Büchereien leitet ein Gespräch ein mit der Nachbarin von unten an. In alle Fälle ist eine Zeitung bringen, der Geschäftliche beginnt „Schnur zu ziehen“, und der Bekleidende am Hauptbahnhof händelt Hüpfhülle und Kleidermacher und orientiert sich endlich einmahl darüber, was ihm alles von der Direktion oder der Polizei „verboten“ ist.

Doch diese Verweise erweisen sich bald als trügerisch. Gewiß, wenn man vorher weiß, wie lange man zu warten hat, kann man die Zeitweiligkeit durch Ablenkung nutzbringend oder doch wenigstens überduldend angenehm „vertreiben“. Aber wo diese Gewissheit fehlt, wird der Angriff des Wartens auf die Nerven bald unerträglich.

Das Indogebirge steigt sich rasch, es will sich nicht mehr befechtigen lassen. In dieser Situation wandelt sich automatisch jedes Gefühl ins Gegenteil: Siehe in Hof, Vertrauen in Mitarbeiter und Gerechtigkeit, Hoffnung in Angst und Traue in Verlust. Dagegen beginnt die eingetragene und unerwartete Moral sich zu wehren, einen Kampf des „Guten“ gegen das „Böse“ anzujubeln.

Einem Kampf gegen Bindmühlen, zum mindesten einen ganz überflüssigen, hinfälligen Kampf. Denn ein Mensch, der sich im hochgradigen „Wartefieber“ befindet, ist nicht voll zurechnungsfähig, er befindet sich, wie es juristisch heißt, im „Affekt“, in einem Zustand, der ihn die Beherschung seiner Sinne erschwert und ihn damit auch einen Teil seiner moralischen Verantwortung abnimmt.

In diesem Zustand wirken die kleinen Ablenkungen nicht mehr. Die Zigarette schmeckt nicht. Die Unterhaltung langweilt. Man ist nicht mehr fähig, Gedrucktes aufzufassen, zu lesen. Musik wirkt aufregend, fast beruhigend. Das „Zählen“ des Schloßes zeigt plötzlich eine böse Folgeerscheinung: Die Zahlen beginnen in seinem Gehirn herumzutanzeln und den tollsten tiermenschlichen Unflun aufzuführen.

Diese natürliche Steigerung des Wartefiebers verläßt sich noch, wenn das Erwartete für den „Patienten“, den „Redenden“ von lebensgefährlicher Operation, das Eintreffen einer eigenen Zukunft entscheidenden Nachdruck erwartet hat, wird diesen wirklich aus Krankheitsgrenzen Zustand mitempfinden können.

Es ist ein Segen, wenn einer an sich unerträgliche Zustand durch den Anlaß, der ihn hervorgerufen hat, verbunden ist mit einer allgemeinen Hochspannung der Gefühle, wenn dieser Anlaß einig der Ereignisse ist, die einen aus dem Einzelnen des Alltags herausheben. Eine Gefühle, deren Lebenserwartung Ängst und Egre verleiht, eine herabsetzende, der vornehmlich für das ganze Leben der Höhepunkte bleibt wird, man den Angehörigen der „Helden von heute“ der Entbecker und Fräulein über dem Ozean und dem Nordpol, das Warten, wenn auch nicht erleichtert, so doch aus einem depressiven Zustand in einen der höchsten Heberregung gewandelt haben.

Ja, vielleicht ist es doch richtig, so sagen, daß das Warten im Grunde desto heilsamer wirkt, je niedriger sein Anlaß ist. Gewiß ist es in jedem Fall nicht besonders ernst oder gar tragisch aufzufassen, um so unumgänglicher empfindet man es. Im Anfang des Krieges hatte ich einmal das Pech, auf der Straße zwischen Reichstraße und Berlin drei Stunden warten zu müssen. Militärtransporte mußten vorbeigelassen werden. In Abständen von wenigen Minuten und wenigen hundert Metern hielt der Zug wusch an dreißigmal. Es war früh morgens um fünf Uhr. Ich hatte einen guten Platz im Mittel und nichts zu verlernen. Trotzdem war der Angriff auf die Nerven in diesen drei Stunden so stark, daß ich noch heute davon träume.

Was folgt diejenigen, bei denen das Warten zum Beruf gehört? Sie vermissen es zuweilen. Einmal sei es verlorene Zeit (und Zeit ist Geld) und zum zweiten verberde es Lust und Laune an der Zeitigkeit. „Das beste ist noch, wenn man, während man wartet,

sich ausdenkt, durch welche Mittel man mehr Kunden und Gäste anlocken, seinen Betrieb steigern könnte. Aber da man beim Warten meist nervös und halb unzurechnungsfähig ist, sind die Mäde, die man ausbeutet, phantastisch oder ungeschickt, jedenfalls unzurechnungsfähig oder unweisend.“ So sagt der Geschäftsmann.

Ein Zahnarzt erzählt mir von einem jungen Kollegen: „Dieser Dr. J. hat eine besondere Wartetchnik eingeführt. Er hat noch wenig zu tun, und ist froh, wenn ein paar Patienten in die Sprechstunde kommen. Damit man aber nicht sieht, daß er den Befucher so sehr schätzte, erwarbt hat, läßt er ihn auch erst eine halbe Stunde warten. Nun warten beide, nur durch eine Tür getrennt, und zählen die Minuten, bis es „Losgehen“ kann. Warten beim Zahnarzt ist bekanntlich besonders ungeduldig. Dr. J. meint aber, es hat noch einen zweiten Nutzen für ihn: Wenn der Patient so lange gewartet hat, ist er so begeistert, daß er die feinsten Heilungsmittel in Behandlung als Erlösung ansieht, und sich alles endlich geduldig gefallen läßt, wozu er sich noch vor einer halben Stunde auf das bestmögliche gestäubt hätte.“



O wäre ich weiter, o wär' ich zu Haus

Einem Ort gibt es übrigens doch, an dem das Warten meist unangenehm ist: den Wartesaal einer fremden Stadt. Diesen zum Warten bestimmten Aufenthalt erträgt man gern, für kurze Zeit wenigstens, man fühlt sich fast befreit, weil man etwas zu sehen bekommt, das in das Reiseprogramm nicht eingeschlossen ist. Man freut sich, wenn der Ausrufer noch nicht den eigenen Aufbruch anzeigt. Man wundert sich selbst, daß es möglich ist, aber es ist wirklich so: man genießt das Warten!

Lang lebe der Ochsenfrosch!
31 Jahre in den Grundmauern eines Gerichtsgebäudes

Texas ist der abergläubigste Staat von ganz Amerika. Der Aberglaube ist sojagend völlig offiziell. So wird bei allen Gebäuden, auch bei den behördlichen Bauten, ein feinstes Zerkleinern mit eingemauert. Im Grundstein jedes Gebäudes ruht ein lebendiger Ochsenfrosch.

Der Ochsenfrosch ist wirklich lebendig, nicht nur, bevor er eingemauert wird, er ist ein eigenartig großer Frosch, der laut brüllen kann und der in einigen amerikanischen Staaten gern zum Abendbrot gegessen wird. Auch in Texas, aber hier hat er eben noch höhere Funktionen: Er schützt, behaupten die Texaner, ein Haus vor allen Feinden. Darum mauern sie ihn ein, und den Frosch bekommt das nicht einmal schädigt. Das ist in England, Texas, jetzt deutlich bewiesen worden.

Man hat in Gallland tatsächlich das Gerichtsgebäude abgerufen. Nach 31-jährigen Bestehen hatte es ausgedient. Beim Baubeginn vor 31 Jahren hatte man natürlich ein Protokollentwurf von Ochsenfrosch unter die Ziegelsteine in der rechten Ecke gemauert. Einen lebendigen großen Ochsenfrosch, der dort nun 31 Jahre lang gefangen war; ohne Futter, ohne Licht, ohne Luft. Als man jetzt das Gebäude abriß, fand man den Frosch wieder. Er lag feindlich loslos in seinem Gefängnis, aber nach kurzer Zeit, als frische Luft hereinströmte, öffnete das Tier die Augen und begann zu atmen. Der Frosch lebt!

Einem Schaben hat das Tier in der langen Gefangenschaft genommen: der Mund ist ihm zugewachsen. Der oberste Richter von Gallland beschloß, das Tier zu sich zu nehmen und es, wenn nicht anders geht, nach einer Operation, bis an sein seliges Ende zu füttern. Inzwischen haben sich aber die Tierzuchtvereine von Texas der Sache angenommen, und es ist eine Bewegung gegen den Aberglauben im Gange, der da herrscht, daß Ochsenfrosche in neue Gebäude eingemauert seien. Aber die Bewegung hat wenig Aussicht auf Erfolg. Nach einem alten texanischen Volksglauben kann ein Ochsenfrosch hundert Jahre alt werden, ohne je Wasser und Nahrung zu bekommen. Und wenn der Frosch von Gallland auch nur 31 Jahre überleben hat, so legen die alten Texaner ihren Glauben doch wieder so bewiesen, daß alle „neumodischen“ Bestrebungen zum Scheitern verurteilt sind.

Wkw.

Stillsbare Hunde. Von dem Keller der von der Universität von Pennsylvania und dem Britischen Museum gemeinsam unternommenen Expedition, die sich mit Ausgrabungen in der alten Stadt Ur in Chaldea befaßt, ist ein Bericht eingetroffen, daß dort im Grab der Königin Schabab, die vor 5000 Jahren gestorben ist, Schädel von ungeschützten Werten gefunden wurden sind. Das

Der Gouverneur als Ehestifter

Als die ersten Kolonisten, etwa 750 Sträflinge und ihre Begleitmannschaften, in Fort Jackson in Australien angekommen waren, die den Grundstock der weißen Bevölkerung dieses Erdteils legen sollten, hat der Gouverneur wenig Mühe, ihnen zu listen. Aber von ein paar besonders tüchtigen Burischen wünschten die überlebenden Frauen durchaus nichts zu wissen, und da mußte Lord Rusden seine lehrerbedürftigen spielen lassen, zumal ihm viel daran gelegen war, daß sich die neue angelegte Stadt — das jetzige Sydney — rasch bevölkerte. So hatte er es sich in den Kopf gefetzt, den zur Deportation bestimmten Raubmörder Bill Jantre mit einer gewissen Balfie Fowler zusammenzubringen, die wegen ihrer beiden Wunden deportiert worden der feinsten mehr eine Schutzfrau zu nennen war. Aber noch härter war Bill Jantre, der Schießbill genannt.

Der Gouverneur ließ Bill Balfie kommen und fragte: „Wie Sie wollen den kranken (!) Witter Jantre nicht die Hand fürs Leben reichen?“ — „Ne und nimmer!“ lautete die Antwort. Lord Rusden sagte: „Er möchte Sie aber, nachdem er Sie gesehen hat, sehr gern heiraten. Ich kann ihm das nachsagen.“

Balfie Fowler lachte auf. „Wie soll er mich denn sehen haben, frage ich Gier Schaben. Der Witter schreit ja in jedem u o r i t!“

„Das ist richtig, er schreit“, sagte der unermüdliche Gouverneur. „Aber Sie müssen zugeben, es liegt viel Wärme in seinem Gesicht, er schreit unbedingt frohen!“

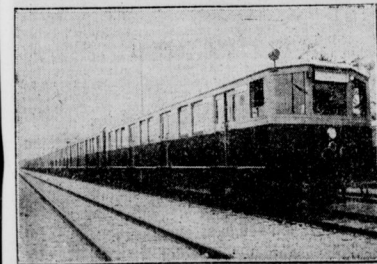
Darauf machte Balfie keine Einwände mehr. Sie heiratete den Schießbill, und Lord Rusden traf, als er später durch das aufblühende Sydney ritt, vor einem Krampden die geborene Fowler wieder, die von einer Egar von Kindern umringt war.

„Ah, sich da!“ rief er. „Wie recht ich doch hatte, meine Liebel Das sind nun also Jantre und Witter Jantres Kinderchen!“

„Wo denken Sie hin, Gier Schaben?“ antwortete Balfie. „Nicht eins von den fünf Kindern ist von ihm. Die Kinder haben fünf verschiedene Väter. Bill Jantre habe ich acht Tage nach der Hochzeit zum Hause hinausgeschickt. Es war ein ganz verkommen und ungeschlossener Mensch.“

Victor Hellwig

Der arme Reichs. In dem kalifornischen Paradies Santa Monica starb dieser Tage die Gattin des Oligarchen Millionärs Albert Fuchs, die Amerikanin Fanny Richter-Fuchs, eine geborene Berlinerin. Die Millionen ihres Gatten konnten ihr nicht helfen. Sie starb am Krebs. Albert Fuchs hat, wie man aus Chicago berichtet wird, in seinem Schmerz beschlossen, seinen gesamten Reicht zur Bekämpfung des Krebses zur Verfügung zu stellen.



Die neuen elektrischen Wagen der Berliner Stadtbahn